GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Fortuna oder die Umstände von Erfolg und Scheitern in der politischen Theorie der Vormoderne

Becker, Anna

2016

https://doi.org/10.25595/2065

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Becker, Anna: *Fortuna oder die Umstände von Erfolg und Scheitern in der politischen Theorie der Vormoderne*, in: FKW : Zeitschrift für Geschlechterforschung und visuelle Kultur (2016) Nr: 60, 42–50. DOI: https://doi.org/10.25595/2065.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE
UNIVERSITÄT
BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

// Anna Becker

FORTUNA ODER DIE UMSTÄNDE VON ERFOLG UND SCHEITERN IN DER POLITISCHEN THEORIE DER VORMODERNE

Scheitern hat Konjunktur. Versprochen wird, dass Scheitern eine Chance darstellt, dass es ‚produktiv' sein kann. Scheitern wird heute als wichtiger Lernprozess auf dem Weg der Selbstoptimierung ‚verkauft', aus dem Erfolg erwachsen kann – und sogar muss. Scheinbar ist dem Scheitern der Nimbus des Versagens, der existentiellen Grenzerfahrung und der Makel des Verlierens genommen. Scheitern ist wertvoll: es regt an, mehr zu arbeiten, kreativer zu sein, die Lösungen von Problemen noch tatkräftiger anzugehen. Es ist der Tatkraft des Individuums vorbehalten, sich selbst aus den Missständen herauszuheben. Bleibt der „Erfolg durch Scheitern" aus, liegt der Grund dafür auch allein im Individuum.

Schaut man sich die Beziehung von Scheitern zu anschliessendem Erfolg aus dem Blickwinkel der vormodernen politischen Theorie an, so scheint sich zunächst ein *Déjà-vu* einzustellen. Nach Jacob Burckhardts wirkmächtiger Darstellung „erhebt sich in der Renaissance mit voller Macht das *Subjektive*; der Mensch wird geistiges *Individuum* und erkennt sich als solches" (Burckhardt [1860] 1930: 95). Damit einher geht, jedenfalls nach dem Narrativ des neunzehnten Jahrhunderts, die Idee *virtù vince fortuna*, dass also Tatkraft das Schicksal besiegt, als Leitmotiv des Humanismus (Garin 1965: 61). Dieses Renaissancenarrativ betont die schöpferische Macht menschlicher Kreativität und die Möglichkeit der Meisterschaft über das eigene Schicksal. Es scheint, als seien die Fundamente für die Produktivkraft des Scheiterns gerade in der Renaissance entstanden. Diese Vorstellungen sind jedoch Produkte der Geschichtsschreibung des neunzehnten Jahrhunderts und stellen sich in den Schriften von Renaissancedenkern durchaus anders dar.

Im folgenden werde ich zeigen, dass Denker der Renaissance den Zusammenhang von Scheitern, menschlicher Produktivität und Erfolg anders bewerten würden, als wir es heute tun. Denn nicht alleine aus individueller Tatkraft, Kreativität und ‚Produktivität' lassen sich ungünstige Situationen in ‚Erfolge' verwandeln. In der Vormoderne wird dem Zufall, den Umständen, die unbeeinflussbar von menschlichem Willen und menschlichen Taten sind, eine ungleich entscheidendere und sogar eine bestimmende Rolle zugesprochen. Dabei muss vorausgesetzt werden, dass das

Vokabular von ‚Scheitern' und ‚Erfolg', die wir diskutieren, der Sprache der politischen Theorie der Renaissance nicht eigen war. Es ist vielmehr in einer Denk- und Diskurstradition zu verorten, die von wirtschaftswissenschaftlichen Theorien des späten neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts beeinflusst ist, und durch die heutige Gesellschaftstheorien massgeblich geprägt sind.[1)] Politische Denker der Renaissance betrachteten Scheitern und Erfolg nicht unter wirtschaftlichen, sondern unter politischen Gesichtspunkten. ‚Politisch' bedeutet in diesem Zusammenhang, dass der Fokus der Analyse auf dem Gemeinwesen, der *civitas* oder *respublica* liegt, nicht aber auf dem ungebundenen Individuum und dessen persönlicher Gewinnmaximierung (Rubinstein 1990). Trotz der divergierenden Sprachen[2)] der politischen Theorie der Renaissance einerseits und des wirtschaftlich-individualisierten Idioms der Moderne andererseits, lohnt sich der Blick in die Vormoderne, um klarer einordnen zu können, welche politische Bedeutung die Konjunktur des Scheiterns haben könnte.

II. Philosophen und Politiktheoretiker im sechzehnten Jahrhundert operierten nicht mit einer linearen Idee des Fortschritts, die seit der Aufklärung dominant in der europäischen Theorie ist, sondern sie dachten zyklisch. Sich auf Platon, Aristoteles und Polybios stützend, deren Denken sie rezipierten und für ihre Gegenwart fruchtbar machten, sind vormoderne Philosophen überzeugt, dass das Leben der Einzelnen genauso wie die Existenz und Form der Gemeinschaft bestimmten Kreisläufen unterworfen sind. Aufstieg und Fall des Individuums wie der Gesellschaft sind damit nur bedingt steuerbar. Vielmehr ist es das Schicksal, das das Auf und Ab des Lebens weitgehend bestimmt. Verkörpert wird es durch die weibliche kapriziöse Figur der römischen Göttin Fortuna, die auch im christlichen Denken ihren Platz fand. Sie ist es, die in das menschliche Leben und in menschliche Pläne kontrollierend – und oft zerstörend – eingreift. Seit dem 12. Jahrhundert finden wir Darstellungen der Fortuna wie sie das Rad des menschlichen Lebens von Hand dreht (Pickering 1970: 213; Murray 1978: 99). Auf dem Rad steigen Figuren auf und stürzen tief hinab; oft sind diese Figuren als Herrscher oder Edelleute identifizierbar, aber es werden auch (jedoch weniger oft) einfache Menschen abgebildet. Wenn die bildliche Darstellung die Unwägbarkeiten des Herrschens im Besonderen thematisiert, so sehen wir Königsfiguren, die sich unsicher auf dem Glücksrad befinden. Ihnen sind Inschriften zugeordnet: „ich regiere" (wenn sich der Herrscher obenauf

1) Dies hat zuletzt Joel Isaac zum Begriff der „Innovation" und des „historischen Wandels" überzeugend dargelegt, indem er den Einfluss des Schumpeter'schen Konzepts von „Unternehmertum" auf Theorien der Geschichtswissenschaft nachzeichnet (Vgl. Joel Isaac, „Progress, Innovation and the Problem of Conceptual Change", Vortrag im Rahmen der Konferenz *History, Politics and Law*, Universität Cambridge, 16. Mai 2016. Vgl. Schumpeter [1912] 2006).

2) Ich benutze Sprache hier im Sinne von „language" als Ausdruck verschiedener Idiome oder rhetorischer Konventionen bestimmter Diskurse (Vgl. Pocock 1987, Brett 2002: 117–118.)

befindet), „ich habe geherrscht“ (wenn er sich im Fallen befindet), „ich bin ohne Reich“ (wenn Fortuna das Rad so dreht, dass er herunterfällt) und „ich werde regieren“ (wenn er sich auf dem Weg nach oben befindet). Zwar kann in diesem Bild das absolute Scheitern („ich bin ohne Reich“) von dem Versprechen auf zukünftige Macht („ich werde herrschen“) abgelöst werden **[Abb. 1.]**. Jedoch ist dies nicht vom Unternehmergeist oder der kreativen Tatkraft des Individuums abhängig. Nicht der Mensch, sondern Fortuna ist für den Erfolg und den Misserfolg verantwortlich – und beides ist durch den Menschen selbst nur wenig beeinflussbar. Schicksalhaft liegen Scheitern und Erfolg im Mittelalter in den Händen einer Frau – die in der Renaissance von einer Herrscherin auch noch zu einer aufreizenden Verführerin wird. Mit ihr bekommen es die Männer auf der Jagd nach Glück zu tun.



// Abbildung 1
Das Rad der Fortuna (12. Jahrhundert)

Niccolò Machiavelli, einer der einflussreichsten Renaissancetheoretiker, in dessen politischem Denken Fortuna eine zentrale Stellung innehatte, stellte die Glücksgöttin als mächtige Lenkerin des menschlichen Schicksals dar. Das mag zunächst erstaunen, denn vielfach wurde und wird Machiavellis berühmt berüchtigter Fürstenspiegel *Il Principe* (verfasst um 1513, gedruckt 1532) als der Inbegriff der Vorstellung gesehen, dass menschliche Tatkraft *(virtù)* die Fortuna besiegen könne. Zu den wohl bekanntesten Zitaten aus Machiavellis *Il Principe* gehört schliesslich, dass Fortuna „ein Weib [sei], und man muss sie schlagen, um sie zu beherrschen“ (Machiavelli 1986: 199). Liest man *Il Principe* jedoch genauer, wird deutlich, dass sich Fortuna niemals völlig durch menschliches Handeln beherrschen oder gar unterkriegen lässt. Im Gegenteil, es ist Fortuna, die das menschliche Schicksal kontrolliert. „Fortuna ist zur Hälfte Herrin über unsere Taten, aber sie lässt die andere Hälfte – oder fast so viel – unserer Entscheidung“ (Ebd: 193). Nach Machiavelli *gewährt* es Fortuna den Menschen, ungefähr die Hälfte des eigenen Handelns und damit den Erfolg und Misserfolg, der aus diesem Handeln erwächst, zu steuern. Sie ist es sogar, die bestimmt, wann sie sich gerne (und, wie Machiavelli andeutet, lustvoll) von stürmischen Jünglingen schlagen lässt, und wann sie vermeintlich verweiblichte und sanfte Männer bevorzugt. Die weibliche Fortuna hat also die Oberhand; der Mensch ist ihrem Willen ausgeliefert (Becker 2012).

Konsequenterweise warnt Machiavelli davor, zu sehr auf Fortunas guten Willen zu bauen: „ein Fürst, nämlich, der sich ganz auf das Schicksal *(la fortuna)* verlässt, geht unter, sobald dieses wechselt“ (Machiavelli 1986: 195). Auf Fortuna ist kein Verlass, das ist eben die Crux; das Scheitern droht immer. Ein Fürst sollte deshalb die Schriften der Alten als Vorbilder studieren; aus ihren Fehlern und von ihren Erfolgen lernen. Er muss neben seinem Geist auch seinen Körper ertüchtigen, um kraftvoll auf die Launen der Fortuna eingehen zu können. Schlussendlich kann Fortuna aber nur gelegentlich in Schach gehalten, aber niemals besiegt werden, ihre Macht liegt in ihrer Unberechenbarkeit. Um Fortuna als ebenbürtiger Gegner begegnen zu können, müsste der Mensch in der Lage sein, auf jede neue Situation mit raschem Wandel und Anpassung an die Erfordernisse der Umstände zu reagieren. Die Natur des Menschen erlaubt aber einfach nicht die Konstanz des Wandels, die dafür nötig ist (Ebd).

Zwar bewundert Machiavelli diejenigen Männer – und im Übrigen auch Frauen, wie er am Beispiel Caterina Sforzas darlegt – die es vermögen, sich durch *virtù*, also durch eigene Tüchtigkeit, zu Herrschern oder Gesetzgebern aufzuschwingen und die nicht schon durch das Glück ihrer Geburt, z.B. in ein Herrscherhaus hinein, von Fortuna begünstigt sind. Aber auch solche „neuen Männer“ *(uomini nuovi)* sind vor den Launen der Fortuna und vor dem ultimativen Scheitern nicht gefeit. Dies diskutiert Machiavelli ausgiebig am Beispiel des Cesare Borgia. Selbst der „neue Mann“ Borgia „gewann die Herrschaft durch das Glück seines Vaters“ *(con la fortuna del padre)* und verlor sie mit diesem, „obwohl er jedes Mittel gebrauchte, und all das tat, was ein kluger und tüchtiger Mann *(uno prudente e virtuoso uomo)* tun musste, um in jenen Staaten Wurzeln zu schlagen“ (Ebd.: 51). Auch ein tatkräftiger und kreativer *uomo virtuoso* ist der Fortuna ausgeliefert. Als Fortuna Cesare Borgia fallen liess (der Vater, Papst Alexander VI. 1503 starb), habe Cesare den taktischen Fehler begangen, nicht dafür zu sorgen, dass ein ihm wohlgesonnener Kandidat zum nächsten Papst gewählt wurde. „Das war der Grund seines ultimativen Scheiterns“ *(fu cagione dell'ultima ruina sua)*, schloss Machiavelli nüchtern (Ebd.: 64). Cesare Borgia war zur Zeit der Konklave schon nicht mehr nur politisch ohnmächtig, sondern sterbenskrank und erlag seiner Krankheit wenig später. Das Schicksal kann eben auch einen „ultimativen Ruin“ bringen, nämlichen den Tod. Fortuna ist unbarmherzig und beileibe nicht jede Niederlage kann in einen Sieg umgewandelt werden. Die Glücksgöttin dreht ihr

Rad also nicht mechanisch; auf den Fall erfolgt der Aufstieg nicht zwangsläufig.

Nicht nur das Scheitern *(ruina)* wird von Fortuna beeinflusst, sie steuert ebenso den ‚Erfolg'. Letzterer kann also niemals ein Produkt des menschlichen Willens und Kreativität allein sein, sondern ist immer eine Mischung aus eigener Tüchtigkeit und dem Wirken des Schicksals. Das ist auch der Grund, warum Machiavelli Republiken für wesentlich stabiler als Monarchien erachtet. Wenn den Fürsten die Fortuna verlässt, verliert er seine Herrschaft und seine Macht. Wenn einen *uomo virtuoso* in der Republik das Glück verlässt, so stehen noch genügend weitere Bürger bereit, die auf dem Rad der Fortuna gerade obenauf sind und mit ihrem persönlichen Glück dafür sorgen können, dass die Republik fortdauert. Obwohl also auch Republiken den Zyklus von Aufstieg und Verfall nicht abwenden können, sind hier Erfolg und Misserfolg auf viele Schultern verteilt – und führen somit zu einem stabileren Gemeinwesen.

Das Verwenden des Worts ‚Erfolg' im Zusammenhang mit Machiavellis Denken weist auf die Schwierigkeit, aber auch den Reiz hin, die Sprachen und Begriffswelten der Renaissance und der Moderne miteinander zu kontrastieren. Denn das deutsche Wort Erfolg ist erst ab dem 17. Jahrhundert verbürgt. Das italienische Äquivalent *successo* erst seit den 1580er Jahren. Wir suchen es daher auch bei Machiavelli vergeblich. Er benutzt in *Il Principe* das Verb *succedere* im Sinne von „nachfolgen" oder „erfolgen", z.B. wenn ein Herrscher die Nachfolge seines Vorgängers antritt (ich selbst spreche oben von Aufstieg, der nicht zwangsläufig aus dem Fall „erfolgt").[3] Auch im Lateinischen ist ‚Erfolg' nicht so einfach zu finden. Er kann entweder mit *effectus* oder *eventum* wiedergegeben werde, also einfach den Ausgang einer Handlung beschreiben. Oder aber er kann durch *fortuna*, oder *proventus* beschrieben werden. Das, was wir heute als ‚Erfolg' bezeichnen würden, ist also im vormodernen Denken ganz eng mit Schicksalhaftigkeit verbunden, und damit, von der Vorsehung begünstigt zu sein. Fortuna, das Schicksal, und der Erfolg sind also konzeptionell wie sprachlich nicht zu trennen und müssen deshalb auch gemeinsam angeschaut werden.

‚Erfolg' wird heute definiert als das Erreichen eines zuvor gesetzten Ziels. Für Machiavelli ist es das höchste Ziel eines Herrschers, einen Staat zu erobern (noch besser: gründen) und ihn zu behalten *(acquistare e mantenere lo stato)*. Die grossen Staatsgründer und Gesetzgeber der Antike, die dieses vollbrachten, machten ihr Gemeinwesen damit auch äusserst „glücklich" (Machiavelli, 1986: 42). Machiavelli benutzt hier *felicissimo* und spielt damit auf die

3) Wohl benutzt Machiavelli *vittoria e perdita* (Sieg und Niederlagen/ Verluste) (Machiavelli, 1986: 116), dies aber nur im Zusammenhang mit militärischer Aktion; politisches oder gar wirtschaftliches Erreichen eines vorher gesetzten Ziels wird damit nicht beschrieben.

moralphilosophische Kategorie des höchsten Guts, das Glück (griechisch: *eudaimonia*, lateinisch: *felicitas*) an. Einen Staat zu gründen und ihn zu halten, kann zu *grandezza* der politischen Gemeinschaft und zu *gloria*, zu Ruhm, führen. *Gloria* aber begleitet nicht einfach jede politische Herrschaft, sondern nur eine solche, die das Allgemeinwohl stärkt. Machiavelli bewunderte Cesare Borgia nicht einfach wegen dessen militärischen Erfolgs, sondern weil Borgia die Chance auf ein geeintes Italien verkörperte – für Machiavelli eine Sache des Allgemeinwohls. Der antike Herrscher Agathokles von Syrakus hingegen, der – aus niedrigen Verhältnissen stammend – die Herrschaft über das von ihm geschaffene sizilianische Reich errungen, sich aber nicht um das Allgemeinwohl gekümmert hatte, ist für Machiavelli ein „Tyrann", der niemals Ruhm *(gloria)*, respektive Erfolg, erlangen kann (Ebd.: 64-75).

Die Frage also nach dem, was wir ‚Erfolg' nennen, ist in der Renaissancetheorie vor allem eine ethische. Aristotelische Humanisten sahen das Allgemeinwohl als das höchste Gut. Nach diesem höchsten Gut oder Ziel, dem sittlich Guten oder der Glückseligkeit (*eudaimonia/telos* im Griechischen oder *felicitas/beatitudo* im Lateinischen), musste jede Gemeinschaft aber auch jedes Individuum streben. Das höchste Ziel des Einzelnen war daher mit dem höchsten Gut der Gemeinschaft kongruent. In Aristoteles' *Nikomachischer Ethik* lasen die vormodernen Theoretiker zwar auch, dass der glückliche Mensch neben der Tugend auch „materielle Güter sowie die Gunst des Schicksals *(tychē)*" benötigte (Aristoteles 2011: 247). Neben der Betonung der Kraft des Schicksals kam also hier materiellem Wohlstand durchaus eine ethische Dimension zu. Humanisten betonten jedoch, dass Wohlstand und Wohlergehen des Einzelnen nur *Hilfsmittel* für das gute Leben sein können, nicht aber dessen Ziel. Florentinische Philosophen und Politiker wie Poggio Bracciolini oder Coluccio Salutati, wiesen sogar jede Identifikation des höchsten Gutes mit persönlichem Wohlstand zurück. Der Fokus auf materielle Güter produziere nur Stolz und Gier, „die Wurzel allen Bösen" (Kraye 1988: 332).

‚Erfolg' im Sinne des guten Lebens konnte für vormoderne Denker also nicht primär wirtschaftlich oder materiell konnotiert sein. Dies ist besonders deutlich in der politischen Theorie des französischen Philosophen Jean Bodin zu sehen. In seinen *Six livres de la Republique* (1576), in denen er eine universale Theorie unteilbarer Souveränität und absoluter Macht darlegte, widmete sich Bodin auch der ethischen Dimension von ‚erfolgreichen' Staaten. Dabei

verweigerte Bodin, jede Verbindung von materiellem Wohlstand und gutem Leben gelten zu lassen. Eine Republik könne gut und tugendhaft regiert sein, „aber dennoch arm, von Freunden verlassen, von Feinden belagert, und überwältigt durch viele Katastrophen" (Bodin 1986: 30). Dennoch zeichne sich eine solche materiell ‚unglückliche' Republik durch ihre moralische Überlegenheit aus, sofern sie nur gut regiert sei. Die gute Regierung an sich verkörperte hier schon das höchste Ziel und hatte eine moralische Dimension. Dagegen sei materieller Wohlstand sogar „der grösste Feind" *(l'ennemi plus capitale)* des wahrhaften guten Lebens. Überbordender Reichtum sei „nicht weniger schwierig mit echter Tugend in Einklang zu bringen, als zwei sich entgegenstehende Maximen zu vereinigen". Bodin verglich den guten Monarchen mit einem guten Kapitän, der ein Schiff steuert, oder mit einem Arzt, der sich seinen Patienten widmet: „Der Kapitän, der durch das Unwetter überwältigt wird, oder der Arzt, der durch Krankheit besiegt wird, ist wegen des Unglücks nicht weniger hoch geschätzt, solange nur der eine seine Patienten wohl leitet, und der andere sein Schiff" (Ebd.). Man könne sich zwar wünschen, dass ein Gemeinwesen, das mit allen irdischen Gütern gesegnet sei, auch mit Gerechtigkeit regiert werde. In der Realität sei es jedoch weitaus wahrscheinlicher, dass ein solcher Staat „mit Bosheit überfließt und in alle Laster ausbricht" (Ebd.).

Wirklicher ‚Erfolg' eines Staates wie auch eines guten Herrschers kann für Bodin damit nur im gerechten Regieren nach moralischen Grundsätzen liegen. Materieller Erfolg unterliegt den Gesetzen der Fortuna und kann deswegen niemals eine Priorität sein, denn die kapriziöse Fortuna erlaubt gar keine dauerhafte Anhäufung von materiellem Wohlergehen, das zudem eben auch eine amoralische Komponente besass. Tugend, oder Tüchtigkeit, ist der Versuch, politisches Scheitern abzumildern oder es hinauszuzögern. Das Gemeinwesen dient der Überwindung der Unsicherheiten, die im Scheitern des Einzelnen liegen können; gleichzeitig wird durch den Fokus auf das Gemeinwesen das Scheitern der Einzelnen relativiert. Scheitern als Chance des oder der Einzelnen unter dem Primat persönlicher und materieller Glücks- und Erfolgsvorstellungen hat damit im Renaissancedenken, sei es beim italienischen ‚Republikaner' Machiavelli oder beim französischen ‚Absolutisten' Bodin, keinen Raum.

III.

Die moderne Debatte um die Chance, die im Scheitern liegt, lässt also zwei Aspekte ausser Acht, die vormoderne Denker zentral interessieren. Das ist zum einen die Sorge um das Allgemeinwohl

und zum anderen die Unberechenbarkeit des Schicksals. Hätten wir heute das Allgemeinwohl im Blick, wäre ‚Erfolg' eine gesamtgesellschaftliche Kategorie und nicht an persönliche und individuelle unternehmerische Qualitäten gebunden.

Und auch die Rolle des Zufalls, des ‚Schicksals' sollten wir nicht unterschätzen. Da wir die ermutigenden Biographien erfolgreicher Menschen kennen, die zunächst scheiterten, nur um umso triumphierender aus den vermeintlichen Trümmern der Existenz aufzusteigen, wird leicht angenommen, Scheitern sei eine notwendige Vorstufe des Erfolgs. Genau diese Folgerung aber wird von Ökonomen als logischer Fehlschluss bezeichnet, als „Survivorship Bias" (Wald 1943). Indem man sich nur auf die am Ende Erfolgreichen konzentriert, werden diejenigen ignoriert, die aus Fehlern keinen Erfolg schaffen. Letztere sind vermutlich viel zahlreicher als erstere, und sie erleben Scheitern eben nicht als Chance, sondern als persönliches Desaster. Welche Ressourcen dem Individuum zu Verfügung stehen, um unternehmerisches oder privates Scheitern dennoch in Gewinn zu transformieren, ist am Ende eine Frage der Bedingungen, des Glücks und des Zufalls. In der heutigen Debatte spielt gerade letzterer aber kaum eine Rolle. Aus der Vormoderne können wir lernen, dass Erfolg und Scheitern an andere als an individuelle Produktivitätskriterien gebunden sind – gerade weil Fortuna nur sehr beschränkt manipulierbar ist.

Anstatt das weit verbreitete Narrativ vom Erfolg als individueller Leistung weiter zu glauben, sollten wir uns also lieber um strukturelle Chancengleichheit bemühen – auch wenn wir oft versucht sind, persönlichen Erfolg nicht den glücklichen Umständen oder dem Zufall zuzuschreiben sondern unserer individuellen Tatkraft alleine. Hier ähnelt unsere Diskussion schliesslich doch der des sechzehnten Jahrhunderts. Denn schon Machiavelli beobachtete: „Seufzer, Gotteslästerungen und Schimpfwörter/ hören wir immer von denen/ die die Macht der Fortuna verdecken wollen/ Je reicher die Menschen sind, und je machtvoller/ desto mehr zeigen sie sich ungnädig/ desto weniger sind sie sich des Guten bewusst, das Fortuna gebracht hat/ Denn alles Schlechte, das sie befällt/ wird ihr zu Last gelegt aber wenn dem Menschen Gutes widerfährt/ so glaubt er, er habe es erlangt/ durch seine eigene Tugend allein" (Machiavelli 1550: 36).

/ Abbildungsnachweis

Abb. 1: Das Rad der Fortuna, 12. Jh., Moralia in Job (10. Jahrhundert), Manchester, Rylands Library (Latin MS 83) (https://www.flickr.com/photos/derepalaeographica/15941990867/in/album-72157649560917737/)

// Literatur

Aristoteles (2009): Politik. Wolf, Ursula (Hg.), Frankfurt a.M., Rowohlt

Aristoteles (2011): Nikomachische Ethik. König, Burghard (Hg.), Frankfurt a.M., Rowohlt

Becker, Anna (2012): Rethinking Masculinity and Femininity in Niccolò Machiavelli's Political Thought. In: L'Homme Z.F.G. 23, S. 65–78

Becker Anna (2016): Der Haushalt in der politischen Theorie der Frühen Neuzeit. In: Eibach Joachim und Schmidt-Voges, Inken (Hg.): Haus im Kontext. München, Oldenbourg, S. 667–683

Bodin, Jean (1986): Six livres de la Republique. Fremont, Christiane et al. (Hg.), 6. Bde. Paris, Fayard

Burckhardt, Jacob (1930): Die Kultur der Renaissance in Italien. Jacob Burckhardt-Gesamtausgabe, Bd. 5, Basel, Benno Schwabe

Brett, Annabel (2002): What is Intellectual History Now? In: Cannadine, David (Hg.), What is History Now? London, Palgrave, S. 113–131.

Brown, Alison (2010): The Return of Lucretius to Renaissance Florence. Cambridge MA, Harvard University Press.

Garin, Eugenio (1965): Italian Humanism: Philosophy and Civic Life in the Renaissance. Trans. Peter Munz. Oxford, Oxford University Press.

Isaac, Joel (2016): Progress, Innovation and the Problem of Conceptual Change. Vortrag im Rahmen der Konferenz *History, Politics and Law*, Universität Cambridge, 16. Mai

Kraye, Jill (1988): Moral Philosophy. In: Schmitt, Charles B. und Skinner, Quentin (Hg.): The Cambridge History of Renaissance Philosophy. Cambridge, Cambridge University Press, S. 303–386.

Machiavelli, Niccolò (2007): Discorsi. Zorn, Rudolf (Hg.), 3. Aufl., Stuttgart, Alfred Kröner

Machiavelli, Niccolò (1986): Der Fürst. Rippel, Philipp (Hg.), Stuttgart, Reclam

Machiavelli, Niccolo (1550) Capitolo di Fortuna. In: Tutte le opere di Nicolo Machiavelli cittadino et secretario fiorentino, Rom, s.n., S. 34–39.

Murray, Alexander (1978): Reason and Society in the Middle Ages. Oxford, Oxford University Press.

Pickering, F.P. (1970): Literature and Art in the Middle Ages. Glasgow, Glasgow University Press.

Pocock, J.G.A. (1987): The Concept of a Language and the Metier d'Historien: Some Considerations on Practice. In: Pagden, Anthony (Hg.), The Languages of Political Theory in Early Modern Europe. Cambridge, Cambridge University Press, S. 19–40

Rubinstein, Nicolai (1990): The history of the word *politicus*. In: Pagden, Anthony (Hg.), The Languages of Politicial Theory in Early Modern Europe. Cambridge, Cambridge University Press, S. 41–56.

Schumpeter, Joseph (2006): Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Berlin, Duncker & Humblot.

Wald, Abraham (1943): A Method of Estimating Plane Vulnerability Based on Damage of Survivors. Memorandum der Statistical Research Group. Columbia University. CRC 432 — reprint 1980.

// Angaben zur Autorin

Anna Becker Studium der Politik-, Geschichts- und Rechtswissenschaft in Bonn, Berlin und Mailand. MPhil (History of Political Thought) Cambridge; PhD Cambridge mit einer Dissertation über „Gender in the History of Political Thought in Northern Italy and France c.1420–c.1578". Seit 2011 Assistentin für Geschichte der Frühen Neuzeit am Departement Geschichte der Universität Basel. Forschungsschwerpunkte: Geschichte des Politischen Denkens, Geschlechtergeschichte, frühneuzeitliche Aristotelesrezeption, sowie Körper- und Materialitätsgeschichte des Politischen.

// FKW WIRD GEFÖRDERT DURCH DAS MARIANN STEEGMANN INSTITUT UND DAS INSTITUTE FOR CULTURAL STUDIES IN THE ARTS DER ZÜRCHER HOCHSCHULE DER KÜNSTE
// REDAKTION // SIGRID ADORF / KERSTIN BRANDES / SILKE BÜTTNER / MAIKE CHRISTADLER / HILDEGARD FRÜBIS / EDITH FUTSCHER / KATHRIN HEINZ / ANJA HERRMANN / KRISTINA PIA HOFER / MARIANNE KOOS / KEA WIENAND / ANJA ZIMMERMANN // WWW.FKW-JOURNAL.DE